

Christian Hartard
Alles muss raus.
Zu den Arbeiten von Sophia Süßmilch

(2012)

Als ich ein Kind war, bin ich beim Essen oft aufgestanden, um mir vor dem großen Flurspiegel beim Kauen zuzusehen. Das ist ja ziemlich interessant, wie sich da die Dinge im Mund verändern, quasi Schnitzelmetamorphose. Ein bisschen wie bei einem Schredder oder einem Häcksler oder einem Mixer, wo Du oben was Ganzes reinsteckst, Autos oder Gelberüben oder Stasi-Unterlagen, einen Finger vielleicht, und unten sprüht es dann lauter kleine Schnipsel heraus. Die Substanz ist im Prinzip identisch, sieht aber doch sehr verschieden aus. Oder wenn Dein Handy kaputt ist und Du haust mit dem Hammer drauf, kannst Du schön sehen, was sie da in China alles für Einzelteile reingeschraubt haben, nur kriegst Du es natürlich nie mehr zusammen. Dass man sagen kann: auch eine Art Analyse, aber die Synthese fehlt.

Sophia Süßmilch kannst Du Dir ungefähr so vorstellen wie einen Hammer oder einen Schredder. Oben kommt die heile Welt rein, und unten fliegt sie Dir in Trümmern um die Ohren. Es ist immer noch dieselbe Welt, aber halt ein schöner Scherbenhaufen. Jetzt musst Du aufpassen, wo Du hinsteigst, sonst hast Du Dich leicht einmal geschnitten. Und weil die Welt nie zuendegeht, hört auch Sophia Süßmilch nie auf, sie durch den Wolf zu drehen, also ästhetisch, und das mit einer Wahnsinnsenergie, dass Du denkst, irgendwo ist ein Museum explodiert. Weil während andere Leute noch ihren Bleistift ansitzen oder überlegen, nehm ich den Chinaborstenpinsel oder lieber den Ziegenhaarpinsel, hat sie schon zehn Bilder gemalt und drei Kilometer Gedichte geschrieben. Oder gezeichnet oder collagiert oder Videos gemacht oder performt, als wenn es um ihr Leben ginge. Aber andererseits: worum sollte es sonst gehen?

„Alles muss im Überfluss vorhanden sein, dann sind wir nie allein“, das ist eine Zeile von Tocotronic, die passt hier ganz gut. Der maximale Output hat nämlich auch damit zu tun, dass da jemand gegen die Leere arbeitet, gegen die Stille, gegen die Einsamkeit. Wenn Sophia Süßmilch sich fremden Leuten um die Füße schlingt, ihnen in die Arme fällt oder den Kopf in ihren Schoß birgt, ist das immer ein Buhlen um Zuneigung, um Aufmerksamkeit, um Zärtlichkeit, und gleichzeitig ein Test: wieviel Nähe ist auszuhalten, und wann fängt es an, unangenehm zu werden oder meinetwegen auch unerhört oder gefährlich? Da gibt es ja so eine unsichtbare Grenze zwischen den Menschen, wo man gern drüberstolpert, weil man glaubt: wir zwei, wir kennen uns doch, ich denke mit Deinem Kopf, Du fühlst mit meinem Herzen, aber Pfeifendeckel, liegst Du schon auf der Nase. Am Ende bleibt jeder unerreichbar, und gegen diese Wand rennt Sophia Süßmilch an. Manchmal mit Witz, wenn Sie zum Beispiel ihrer nackten Mutter die Brust gibt und dabei sagt: „Meine Mutter braucht sehr viel Liebe“. Manchmal mit Anstößigkeit, wenn sie etwa ihrem toten Opa auf dem Sterbebett lasziv über die Stirn leckt. Und manchmal mit Gewalt, wie bei ihrer zwölfjährigen Schwester, die sie vor die Kamera stellt und der sie befiehlt: Schäm Dich für Deinen Körper! So rosa und fleischig! Schämst du dich nicht? Und natürlich schämt sich die kleine Schwester, aber die große Schwester ist nicht zufrieden und lässt nicht locker: Gib Dir Mühe! Schäm Dich! Bis die kleine Schwester nah am Heulen ist.

Jetzt wirst Du vielleicht sagen: Provokation! Pervers! Will ich nicht sehen! Gut, aber dann musst Du es machen wie diese drei Affen, die kennst Du wahrscheinlich, wo der eine sich die Augen zuhält und der andere die Ohren und der dritte den Mund. Weil im Grunde ist das ja nichts anderes als das wahre Leben, nur derart in Stücke gehauen, dass Du irritiert bist und gerade deshalb schärfer hinschaust. Wie wenn die Künstlerin die Welt verschluckt hätte und dann wieder ausgespien, nur eben schon ein bisschen zerkaut und anverdaut, und Du merkst, eigentlich ist nicht die Kunst ungenießbar, sondern die Welt.

Die Frage ist dann nicht, ob man das darf, sondern ob es gut gemacht ist. Weil wenn Du Dir nur die Wut aus dem Bauch kotzt, ist es natürlich noch keine Kunst. Aber wenn Du die Balance hinkriegst und immer so haarscharf zwischen Komik und Tragik entlangmanövrierst wie Sophia Süßmilch: schon Kunst.

Wie sie sich zum Beispiel regelmäßig in ein schlecht sitzendes Bienenkostüm quetscht, dass Du meinst: Presswurst mit Streifen, und dann den Hitlergruß übt oder einen Wüstenkaktus begattet oder völlig derangiert, aber todernst eine Straße in San Francisco hinunterrollt oder Selbstmord begeht oder vor der Karussellkulisse von Coney Island konzentriert, wenn auch fehlerhaft das Alphabet aufsagt: das ist ziemlicher Slapstick. Aber andererseits hat man doch Mitleid mit dieser armseligen Gestalt, die sich in einer dilettantisch zusammengeschusterten Maskerade abstrampelt, ihre Sache gut zu machen. Weil klar: alle Anstrengungen, dabei Haltung zu bewahren, gehen ganz gewaltig in die Hose. Oder nimm die Ölbilder mit den lustigen Tieren drauf, Flamingos, Elefanten, Ameisenbären, da ist ein schöner Zoo zusammengekommen mittlerweile. Aber nicht, dass Du denkst: wie in dieser ORF-Sendung, „Wer will mich?“ hat die geheißen, wo immer diese süßen Tierasylhunde mit großen, braunen Knopfaugen in die Kamera geschaut haben. Bei Sophia Süßmilch ist das mehr so ein Kuriositätenkabinett, erstens ganz krakelig gemalt, und zweitens hat da jedes Vieh eine andere Behinderung, was weiß ich, zu kurze Beine oder zu langer Hals oder zu dicker Rüssel. Kann man schon lachen drüber, aber irgendwie ist es auch wieder traurig. Weil Du siehst, denen geht es gar nicht gut, und es ist nunmal so: wenn es Dir heute eh scheiße geht, machen sie Dir das auch noch schwer.

Darf es ja eigentlich alles nicht geben: mal unglücklich sein, Depressionen haben. Oder so kleine Defekte, dass vielleicht die Nase nicht ganz grade ist oder eine Brust hängt schief. Oder Krankheit, Sterben, ganz schlecht. Und da kommt Sophia Süßmilch mit ihrer Krüppelparade und sagt: dieser ganze Fröhlichkeitsfaschismus, dieses organisierte Lustigsein, diese Überdosis Ritalin, ja Herrgott! Oder sie macht eine kleine braune Kotztüte, darauf steht: „Alles ist gut.“ Das trifft die Sache, weil genauso eine kleine braune, mit guter Laune getarnte Kotztüte ist oft genug das Leben. Und manchmal stehst Du einfach davor wie ein Liliputaner unterm Basketballkorb: Du kannst Dich noch so sehr strecken, es reicht halt nicht.

Vom Versuch, dieses Leben mit Würde über die Bühne zu bringen, erzählen die Arbeiten von Sophia Süßmilch. Und sie erzählen dabei auch sehr viel vom Scheitern. Von Enttäuschungen, falschen Hoffnungen, leeren Versprechungen. Von den auseinandergerissenen, zerfetzten Bruchstücken der Wirklichkeit. Die Welt, sagen sie, wird nicht mehr heil. Aber wenn man das einmal kapiert hat, kann man anfangen, das beste daraus zu machen. Nicht, um das Scheitern zu verhindern; aber um schöner zu scheitern.

–

Zitierhinweis:

Hartard, Christian: Alles muss raus. Zu den Arbeiten von Sophia Süßmilch, 2012. <http://www.hartard.com/texts/suessmilch.pdf>